

Soll man ein Kind zum Genuß einer Speise zwingen?

Es sind viele Berichte schon gemacht worden, diese Frage vom pädagogischen Standpunkte aus zu beantworten. Nach unserer Ansicht — schreiben die „Leipziger Blätter für Nahrungsmittel-Hygiene“ — dürfte dies aber eine Frage sein, die, so sehr sie es auf den ersten Blick auch scheint, doch nicht geeignet ist, nur vom erzieherischen Standpunkte aus ihre Beantwortung zu finden, sondern zur Lösung derselben sind andere Wissenschaften in Anspruch zu nehmen, und zwar vorzugsweise die Physiologie. Den Lehren der Physiologie aber wird sich hier die Pädagogik ganz und gar unterordnen, respective für jeden einzelnen Fall sich ihr Vorgehen auf Grund physiologischer Grundbegriffe erst aufbauen müssen. Die Pädagogik mag in anderen Beziehungen bestimmte, feststehende Regeln aufstellen, wenn es sich um so und so soll das Kind sich betragen, das und das soll das Kind thun, dies und jenes soll das Kind lassen; aber, dies oder jenes soll und muß das Kind essen, dies dürfte doch nicht so leicht mit bestimmten Regeln beantwortet werden können. Hier läßt sich keine Schablone in Anwendung bringen, nicht eine solche, die nur die Grundbegriffe giebt und im Uebrigen dann so und so viele Schattierungen und Nuancirungen zuläßt; wohl aber lassen sich einige allgemeine Regeln aufstellen. Solche Regeln lassen sich aber nur dann von dem Erzieher anwenden, wenn derselbe den Charakter sowohl als auch die physiologischen Eigenheiten der Natur jedes Jünglings genau fürdirt hat.

In dieser Beziehung wird von Seiten vieler, wenn nicht gar der meisten Eltern viel gefündigt. Die Mütter einzeln fühlen sich dem Kinde gegenüber vielfach als Vorgesetzte, als Befehlshaber, als Herren, deren Willen und Vorherrschen das Kind sich unbedingt fügen soll, die Väter dagegen sind vielfach wieder gar so nachgiebig und lassen dem Kinde wieder zu viel eigenen, freien Willen. Beide denken aber meistens nicht daran, den Charakter der Kinder genau und gründlich zu studiren und sich genau über die physiologischen Eigenheiten des Körpers der Kinder zu informieren. Das kommt aber daher, daß die meisten Eltern glauben, in dieser Beziehung das Nötigste oder gar das vollkommenste Wissen zu besitzen, weil sie das Kind vom ersten Augenblicke seines Daseins an kennen. Das ist jedoch falsch. Die Thatsachen, die wir weiter unten erwähnen finden werden, geben hierfür die besten Beweise.

Bekanntlich rät man häufig davon ab, Speisen zu genießen, gegen die man einen Widerwillen hat. Gerechtfertigt ist dieser gute Rath allerdings, aber doch nur insoweit, wenn man sagt, daß eine Speise, gegen die man einen Widerwillen hat, nicht bekommen, das heißt dem Körper nicht zuträglich sein könne. Sehr häufig ist dieser Willkür aber nichts weiter als Angewohnheit und Vorurtheil und rührt daher, daß der Betreffende in seiner Jugend verurtheilt worden ist. Ganz besonders häufig tritt diese Erscheinung zu Tage, wo es sich um das Genießen von Gemüse handelt (besonders auch bei Süßigkeiten). Am ausgeprägtesten ist diese Erscheinung in der Jugend. Da mag zum Beispiel der Eine in seiner Jugend keinen Kaffee, ein anderer keine Woknen u. s. w. Oft sind nun Eltern so töricht, ihren Kindern dann ohne Weiteres etwas Anderes zu geben; das ist aber entschieden falsch. Jemandem sollten dieselben, ohne daß das Kind es merkt, zuführen lassen, ob es sich hier wirklich um einen Widerwillen, einen Ekel gegen die betreffenden Speisen handelt, oder aber — und das ist meistens der Fall — ob hier bloß eine Eigensinnigkeit seitens des Kindes vorliegt.

Soemann weiß, daß zur Verdauung der Speisen eine Säure im Magen nöthig ist, welche man Magenjuft nennt. Diese ist nun, je nach dem einzelnen Individuum, verschieden quantitativ, bisweilen auch verschieden qualitativ zusammengesetzt. Sie enthält Salzsäure, Milchsäure, Pepsin, verschiedene Salze u. s. w. Je nachdem sie nun in Bezug auf das Vorhandensein eines oder mehrerer der ihr zukommenden Körper von Normalen abweicht, also entweder zu viel oder zu wenig, oder gar nichts von denselben enthält, wird sie die Fähigkeit besitzen, die eine oder die andere Speise leichter, andere schwerer oder gar nicht zu verdauen. Diese Zusammenziehung kann aber, und namentlich in der Jugend, innerhalb weniger Stunden sich bedeutend ändern, allein sie kann auch durch das ganze Leben hindurch in Bezug auf die eine oder die andere ihrer Komponenten auf einem einmal eingenommenen Standpunkte stehen bleiben. So kann zum Beispiel durch das ganze Leben hindurch zu wenig Pepsin oder zu wenig von einem der nöthigen Salze gebildet werden. Wenn nun bei Kindern heute einer der Bestandtheile zu schwach vertreten ist, so werden die betreffenden Kinder gewisse Speisen nicht verdauen können, oder nicht nur dies, sie werden meist schon vor dem Genuße derselben oder doch während desselben einen Widerwillen gegen die betreffenden Speisen empfinden. Es ist dies also förmlich instinctiv. Das Kind weiß schwerlich oder sicherlich nicht, daß es die Speise nicht verdauen kann; wüßte es dies,

so würde es sagen: „Mein, ich darf dies nicht genießen, es bekommt mir schlecht!“, so aber hat es einen Widerwillen, für den es selbst keinen Grund kennt, und sagt einfach: „Mein, ich mag nicht!“. Der Magen weigert sich gegen die Annahme der betreffenden Speise, als ob er wüßte, daß er sie nicht verdauen kann.

Es mag nun gerne der Fall sein, daß ein Kind, heute Kaffee trinkend, ihn wirklich heute nicht verdauen kann, weil eben sein Magenjuft nicht zur Verdauung derselben geeignet ist. Morgen aber kann dieser eine andere Zusammenziehung besitzen und wohl geeigneter sein, Kaffee zu verdauen. Nun ist dem Kinde heute Kaffee gegeben worden, es mochte ihn nicht, man zwang dasselbe auch nicht, ihn zu essen, und das war auch das Richtige, denn es hätte ihn heute wirklich nicht verdauen können, man gab ihm etwas Anderes. In einigen Tagen wird ihm wieder Kaffee vorgelegt. Jetzt ist vielleicht der Magenjuft ganz wohl geeignet, denselben zu verdauen, aber das Kind erinnert sich, daß es neulich einen Widerwillen dagegen hatte, und glaubt nun, ohne etwas Böses zu denken, es auch diesmal nicht zu können. Da müssen nun die Eltern mit Güte befehlen, das Kind zum Genießen des Kaffees zu veranlassen. Und ob nun auch ein wirkliches Nichtkönnen oder aber ein bloßes Nichtwollen vorliegt, das wird sich jetzt herausstellen. Ist nun das Kind zu erzogen, so wird es wenigstens versuchen, den Kaffee zu essen, und aus den eventuellen guten oder schlechten Folgen sollen die Eltern die nöthigen Schlüsse ziehen. Möglichenfalls kann die Beiegerung des Kindes, den Kaffee zu essen, reinster Eigensinn sein. Was aber vorliegt, Nichtwollen oder Nichtkönnen, das festzustellen, das ist eine Pflicht der Eltern, die sie ihren Kindern gegenüber haben. Nach dem Ergebnisse dieser Forderung sollen die Eltern dann ihr Thun und Lassen einrichten: entweder auf ihrem Willen bestehen oder dem Kinde etwas Anderes geben. Sehr viel kommt hier darauf an, daß die Eltern das Richtige treffen, und sehr wenige Eltern verstehen es, in solchen Fällen eine richtige Untersuchung an- und nachher eine richtige Diagnose aufzustellen. Das kommt aber daher, daß ihr eigene Erziehung einst auch eine so gedankenlose gewesen ist.

Bei wiederkehrender Gelegenheit müssen die Eltern ihren Zwang etwas lockern, ja nicht aber gleich von vornherein gewalttham vorgehen! Es kann dadurch dann nach und nach so viel gewonnen werden, daß das Kind seinen Widerwillen gegen irgend eine Speise wirklich verliert. In Folge des von Außen herkommenden Zwanges hilft die Natur des Kindes selbst nach; es wird der fehlende Bestandtheil ergänzt, die Bildung respective Absonderung desselben wird stärker und schließlich so, wie sie sein muß. Es ist dies ein Analogon zu verschiedenen anderen Sachen, die Kant in seiner „Macht des Gemüthes“ erwähnt. Immer ist dies aber auch nicht der Fall. Zeigt sich nun, daß das Kind möchte gern gehorcht sein, es hat aber einen wahren Ekel gegen eine Speise, es kann wirklich nicht so, wie es soll, da sollten alle Eltern so vernünftig sein und das Kind nicht zwingen, wenn dadurch würde nicht nur sehr viel in Betreff der Erziehung geschadet, sondern es würde sogar die Gesundheit des Kindes untergraben werden. Sondern ein Kind, das sich aber rechtzeitig an eine Speise gewöhnen kann, so wird es später seinen Eltern sehr dankbar sein. Nun kann wohl auch das Gegenheil eintreten, es kann kommen, daß Kinder für gewisse Speisen und Getränke eine ganz besondere Vorliebe haben. Hier soll man sich nun nicht durch den Willen der Kinder beeinflussen lassen und dieselben nun vorzugsweise mit ihren Lieblingsgerichten füttern; dadurch würde nur der Eigensinn und der Eigensinn der Kinder bestärkt, die Verdauungsfähigkeit des Magens aber einseitig ausgebildet werden. Ein trauriges Zeichen der Zeit ist es, daß es so viele Menschen giebt, die gewisse Speisen nicht mögen. Wenn auch nicht durchgängig für alle, so kann man doch für die weitaus meisten Fälle annehmen, daß die Eltern dieser Leute durch übertriebene und falsch angebrachte Liebe zu ihren Kindern an dieser Erscheinung schuld sind. Und ist solche übertriebene Liebe nicht gerade Liebslosigkeit? Die Eltern sollten doch nicht nur das Wohlbehagen ihrer Kinder im Auge haben, welches mit der Jugend bald vorübergeht und wofür sie später von ihren Kindern weder Dank erhalten noch verdienen, sondern vielmehr das Wohlergehen, welches dieselben ihr ganzes Leben hindurch genießen sollen und für das sie ihren Eltern, wenn diese sie sonst richtig erzogen haben, zeitweilen dankbar sein werden.

Was den Genuß von Getränken anbelangt, so soll man bei der Auswahl derselben für Kinder ganz besonders vorsichtig und sorgfältig zu Werke gehen. Bis zu einem gewissen Alter — und 10 Jahre ist schwerlich zu hoch gegriffen — sollte man Kindern solche Getränke nicht geben, die irgendwie einen besonderen Einfluß auf die Nerven haben. Dahin gehören Kaffee, Thee, Wein, Bier und verschiedene andere. Kindern sollte man bis zu ihrem neunten bis zehnten Lebensjahre gar keinen Kaffee zu trinken geben! für diese eignet sich Milch oder Cacaothee (Auszug aus Cacaochalen) am besten. Die Nerven eines Kindes sind unter allen Umständen viel reizbarer, als die von Erwachsenen. Wenn nun Kindern von ihrer frühesten Jugend an so aufregende Stoffe wie Caffein beigebracht werden, so kann dies doch unmöglich von einer günstigen Wirkung

auf den Geist wie auf den Körper sein, mögen die Dosen so groß oder so klein sein, wie sie wollen.

Man hört es oft von Leuten, die von ihrer frühesten Jugend an Kaffee genossen haben und weitaus die meisten Eltern sind so unverständig, den Kindern von klein auf Kaffee zu geben, daß viele sagen, von einer stützenden, kräftigenden und anregenden Wirkung des Kaffees verspüren sie nichts. Sollte es nicht der Fall sein, daß die Nerven durch einen frühzeitigen Genuß von Kaffee abgestumpft werden?

Die schwarze Kose.

Wenn man die Mariengasse in Oberdöbling, dieses kleine, dorfsähnliche Gäßchen aufwärts geht, grünen weite Felder und grüne Wiesen den Wanderer und ein mächtiger Blumentempel breitet sich vor den Augen des Spaziergängers. Die großen Gärten der Umgebung senden ihre wirzigen Gerüche und mit einem wohnigen Gefühl athmet man die duftgeschwängerte Atmosphäre. Und doch, wie selten trifft man dort Spaziergänger! Wer in der „Krimm“ Nichts zu thun hat, der traut den Berg der Hirschgasse ruhig hinunter und nimmt dann seinen Weg nach Siebring oder nach Grünzig, je nachdem, wohin ihn Pflicht und Neigung führt.

Wir aber wollen den Leser die Mariengasse hinauf führen, zwischen grauen Pflanzen und grünen Stielen nach dem schönen Hügelande, das sich dort blumenbesetzt und duftumzaubert weilt. Vor Jahren, es ist nicht gar so lange her, da stand mitten im grünen Wiesenland eine Hütte, eine recht armselige „Kusch“, wie man sagt. Und doch ahnte kein Mensch, wie viel Glück, welche Unsumme von Freude darin wohnte.

Der alte Klar war ein Gärtner, der sein Geschäft verstand und in dem Rufe eines Pflanzendoktors stand. Wo's mit irgend einem Gewächse nicht recht vorwärts gehen wollte, holte man den Klar.

Der Sohn des alten Pflanzendoktors, der Emanuel, hatte die Schule besucht und der fortwährende Umgang mit dem Vater, der mit den Pflanzen sprechen konnte, der die wessenden Blumen tröstete, die kranken Pflanzen aufmunterte, weckte seine Liebe zur Natur.

Da er sein Könnlein geschürft hatte, um nach Holland zu wandern, da sagte er zu seinem Vater: „Weißt Du, lieber Vater, Du hast es vor Jahren erzählt, daß sie in London einen Preis auf eine schwarze Kose gesetzt haben. Es giebt bis heute keine schwarzen Blumen. Die 100000 Gulden werde ich mir verdienen, Vater, Du wirst es sehen und nicht eher ruhe und rahe ich, bis ich die erste schwarze Kose gezogen habe!“

„Du bist ein Narr, Emanuel! Du bringst es ebenso wenig zusammen, wie ich! Denk lieber an gelebte Sachen und schau, daß Du nicht zu lange bleibst. Mit mir wirst du nicht lange mehr halten und ich möchte nicht gern sterben —“

Der Vater konnte nicht weiter reden. Tausend Kräfte, die sein Sohn auf die verschrumpten Lippen drückte, verschlossen ihm den Mund und Emanuel ging.

Es war Morgenanbruch. Goldbertram's Wolken flogen am Himmel hin und her, wie Felder, die den Kopf verloren haben, wenn sie vor dem Momente stehen, da die Majestät erscheint. Keinig Sonne warf ihre ersten Strahlen auf die Zinnen und Kuppeln und Dächer und die nach Osten gelegenen Scheiben erglänzten goldenroth. Emanuel ging durch ein schmales Gäßchen und blieb vor einem kleinen Häuschen stehen, über dessen Gitter der Flieder sein blaues Haupt steckte und wo die seltsamen Blumen in dem wohlgepflegten Vorgärtchen prangten.

Er erhob seinen Kniestock und klopfte leise an die Scheiben; alsbald wurde ein blonder Mädchenkopf sichtbar. Das goldige Haar umfloh die schneigen Schultern und da die Halde des Gärtnerbüchens anständig wurde, verschwand sie alsbald, um ein Tuch umzuwerfen und dann beim offenen Fenster zu erscheinen. „Allo, Du gehst wirklich, Emanuel?“ — „Ja, wie ich Dir's gesagt habe. Schüß, um die schwarze Kose zu finden.“ — „Und wenn es so lange dauert?“ — „Zu lange für Dich, Geliebte?“ — „Ja, Du bleibst vielleicht Jahre lang aus und ich bin indeß alt und häßlich und ganze Hundel im Gesichte. Dann schauft Du mich nicht an!“

Emanuel lachte und schwang sich auf das Gitter. „Wie kannst Du so sprechen. Du weißt es, wie ich Dich liebe und wie Dein Bild mein Herz erfüllt. Wessene das Götchen, das ich Dir angelegt habe, genau nach meiner Anleitung. Wenn ich zurückkomme, dann wird mein erster Weg zum Vorgärtchen sein, finde ich ihn in Mitleid, dann weiß ich, daß Du stets an mich gedachst!“ — „O, mein guter Burgle!“ Du wirst sehen, wie mir jede Minute heilig sein wird!“ — „Und nun lebe wohl!“ Die beiden Liebenden küßten und herzten sich noch einige Minuten, sie wollten gar nicht von einander lassen und endlich begann die Madalen gar bitterlich zu weinen. Aber es wachte kein, der Emanuel sprang herab und ging, und lange, lange blühte ihm die Veni noch nach.

Der alte Klar war schwer krank geworden, und wer weiß, wie elend er zu Grund gegangen wäre, hätte sich die Magdalena Brandler nicht seiner angenommen und ihn gepflegt und gehegt, als wär's ihr eigener Vater.

„Der Emanuel hat schon lange, schon Monate lang Nichts von sich hören lassen!“ jammerte der Alte. „Und ich möcht' ihn noch einmal sehen und ihn segnen.“

„Sie werden ihn noch sehen. Der Emanuel hat uns nicht vergessen. Er ist ja so brav und so gut und so treu.“

„Weißt Du's auch, Vener! D, das ist ein goldener Bürste und der versteht im kleinen Finger mehr, als die geschicktesten Professoren. Du wirst es sehen, der giebt nicht nach, und wenn die schwarze Roje zu machen ist, er macht sie.“

„Sagen Sie doch, Vater Klar, warum giebt es keine schwarzen Blumen?“

Der Alte hob leicht das milde Haupt und wendete es gegen das schöne Mädchen, das an seinem Bette lag.

„Ich hab' auch schon darüber nachgedacht und kalkulirt. Die Blumen sind der Ausdruck der Freude, des Hoffens, der Liebe. Der liebe Herrgott hat sie gemacht, um die Menschen zu erheben und zu erheitern. Und das Schwarze ist die Farbe der Trauer und stimmt nicht zu dem Weizen der Blumen!“

„Sie haben Recht, Sie sind ja ein grundgescheidter Mensch. Aber warum wollen sie dann in England mit Gewalt schwarze Rojen haben?“

„Mein Gott, die Menschen sind ja nie zufrieden! Warum haben sie sich die Eisenbahn erfunden und warum wollen sie im Luftballon kutschiren können, wie auf der Sandtrappe mit zwei Pferden? Es ist halt einmal so!“

Es war gegen 11 Uhr, da schlich ein tiefgebräunter, abgemagerter junger Mensch durch die Hirchengasse. Das Geben schien ihm unendlich viel Mühe zu bereiten; er hustete oft und sein Kutschen klang scharf und bellend, es ging einem durch Mark und Bein.

„Nun zu ihr!“ Er wendete sich zu dem Hause, in dem der Hauer Brandler wohnte, und da er durch das Gitter in den Vorgarten sah, leuchtete sein Auge und eine tiefe Röthe flammte auf seinen Wangen auf. „Alles in Ordnung, Alles in vollster Blüthe! Sie hat mich nicht vergessen!“ Und wieder hustete er, und wie er sich an das Gitter lehnte, da schien er zusammenzubrechen. Es dauerte einige Minuten, bis er sich erholt hatte, dann schritt er rüftig weiter, die Mariengasse hinan, bis zur Klar'schen Stätte.

Nichtschien drang ihm entgegen, er beschleunigte seinen Schritt und öffnete leise, zaghastig die unverschlossene Thür. Magdalena schlief in einem breiten Lederessell, dem Ruhestuhl des alten Gärtners. Vater Klar lag im Bette, den Kopf in nasse Tücher gewickelt. Vorsichtig entledigte sich Emanuel seines Kängels und beugte sich dann über Magdalena, um sie zu küssen.

„Emanuel!“ kispelten ihre Lippen und ein seltsames Lächeln überflog ihr Antlitz. Sie war nicht erwacht.

„Magdalena! Magdalena!“ rief jetzt der Zurückgekehrte der Schlafenden ins Ohr. Das Mädchen sprang empor und mit einem leisen Schrei lag sie am Hals ihres Emanuel.

Der alte Klar erwachte mit einem tiefen Seufzer, und da er seinen Sohn sah, streckte er seine zitternden Hände nach ihm aus. „Ich hab's gemußt, daß ich nicht sterben werde, ohne Dich gesehen und gesagt zu haben. Wie geht es Dir?“

„Gut, lieber Vater!“ brachte Emanuel mit Anstrengung hervor und wieder packte ihn der schredliche Husten.

„Du, dieser Husten gefällt mir nicht! Du hast wohl des Nachts in leuchter Erde gearbeitet und Dich nicht geschont. Wiehst! Die Gesundheit ist kostbarer als taugend schwarze Rojen!“

„Es wird schon besser werden, Vater! Aber da ich die Leni bei Dir sehe, glaube ich, Du weißt es schon, daß wir uns gegenseitig verprochen haben?“

„Ah! Ihr Schlauderer! Und sie hat mir kein Sterbenswörtchen gesagt?“

„Und da wollten wir Dich bitten —“

„— Du kannst kein braveres Mädchen in der Welt finden, als die Leni. Gott segne und schütze Euren Bund!“ Die beiden Liebenden waren niedergetrückt, der Vater legte seine mageren Hände auf deren Häupter und segnete das Paar. Magdalena schluchzte laut.

„Wein' nicht, mein Kind! Das Wiederfinden und das Auseinandergehen besser Blüthen und Welsen im menschlichen Leben. Schau', es weilt die Roje, im nächsten Jahre siehst Du sie wieder! Nicht wahr? Und Du glaubst, der Mensch kann gehen, ohne jemals wieder zu kommen? Ich komme wieder, ganz bestimmt, ganz bestimmt. Indeß, lebt wohl!“

Der alte Klar legte sich auf die Seite, als wollte er weiter schlafen. Wie ein elektrischer Strom durchzitterte es seinen Körper, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und Alles war vorüber.

Wochen waren verstrichen; in der Döblinger Straße war das Angebot des Herrn Emanuel Klar mit der Jungfrau Magdalena Brandler zum zweiten Male verkündet worden, doch die Leute sagten es allgemein, daß es der Herr Emanuel nicht sehr lange machen werde. Der Mensch siegte darin, der Husten nahm zu und er lebte mit einer gewissen Hast, als wüßte er, daß er die kurze Spame Zeit ausfüllen müsse. Eines Tages führte er die Leni in einen Winkel der Stätte und hob ein durchsichtiges Kistchen auf, in dem blaue und schwarze Glascheiben eingeseht waren.

Unter dem Kistchen standen zwei Blumentöpfe, aus denen der grüne Stengel einer geschlossenen Klar hervorrangte. „Das ist eine Roje! Du kennst die Blätter, Du kennst die Dornen? — Ja! — In zehn Tagen wird die Knospe aufbrechen, in zehn Tagen siehst ich Dich zum Traualtar, in zehn Tagen habe ich die schwarze Roje gefunden!“ Sag's Niemandem, Niemandem, es ist mein Geheimniß!“

Zehn Tage verstrichen. Emanuel wurde immer froher und glücklicher. Er kam in einen Kriater zu seiner Braut, um sie zur Kirche zu führen. Magdalena war schöner als je, sie sah aus wie ein Engel an Reinheit und Jungfräulichkeit.

„Du bist schön! Die schönste Blume, die ich je gesehen! Aber die kostbare Blume, die jemals den Hüfen einer Braut geziert, die geb' ich Dir!“

Die Hand Emanuels zitterte, als er aus einem Seidenpapier sorgfältig eine volle Roje nahm, eine schwarze Roje. Wie schwarzer Sammet waren die Blätter dieser Roje. Heilig weinend neigte Leni die kostbare Blume an ihr weißes Kleid. Es fühlte ihr die Worte des alten Klar ein, der ihr gesagt hatte, daß der Herrgott die schwarzen Blumen nicht erschaffen habe, weil er nicht Blumen mit der Farbe der Trauer in die Welt setzen wollte. Ihr schien es wie Empörung gegen Gott, wie Eingriff in die Allgewalt des Herrn, daß sich ein Mensch vermaßen habe, eine schwarze Blume zu schaffen. Wie eine düstere Vorbedeutung erschien ihr die schwarze Roje am Brautleide. Die Trauung war vorüber, man verarmelte sich zum Mahle. Da erhob sich ein Gast, um es zu verkünden, daß der Emanuel Klar, der schönste Gärtner aus der „Krimm“ in Döbling die schwarze Roje gefunden habe, auf die in England ein Preis von 100000 Gulden gesetzt ist. Als er das Wort „schwarze Roje“ ausgesprochen hatte und auf die junge Frau hinwies, da war Emanuel, er sprang empor und legte seine Hand auf die Roje, er wollte sprechen, aber er konnte nicht, ein Blutstrom kam aus seinem Munde und er stürzte zusammen — todt.

Es war ein endloser Leichengug, der sich nach dem Döblgr. Friedhofe bewegte, da man den Emanuel Klar begrub. Als der Sarg gebettet war, trat das arme Weib, die an ihrem Vernähtage Witwe geworden war, an das Grab und warf die schwarze Roje auf den Sarg, die einzige Blumenpflanze, die das letzte Haus des Gärtners geziert. Die Witwe hatte es verdorben, daß man Kränze auf den Sarg niederlege.

Seitdem sind einige Jahre verstrichen und es hat noch Niemand wieder eine schwarze Roje gezogen.

Julius L. — y.
(Wiener illustr. Critica-Bl.)

Mannigfaltiges.

Gärtlar- und Seminärlarage.

- September 1888.
- 17. September 1788. Gest. in Wehlar R. v. Abel, bayrischer Staatsmann (Minister), † 3. September 1869 in München.
- 21. September 1838. Eröffnung der ersten preussischen Eisenbahn (von Berlin nach Potsdam).
- 30. September 1788. Geb. Lord R. F. H. Somerset Raqalan, englischer Feldmarschall, hervorragend im Krimkrieg; † 28. Juni 1866 an der Cholera vor Sebastopol.

Ueber das Liebes- und Eheleben im alten Rom finden wir interessante Aufschlüsse in einem Werke des französischen Historikers Maurice Belinon. Wir erlauben daraus, daß in diesem so sehr wichtigen sozialen Punkte die Sitten der Römer von den unsrigen gänzlich verschieden waren. Zunächst geht bei ihnen der Gründung eines Haushalts keine lange Einleitung voraus, wie dies bei uns Völkern der Fall zu sein pflegt. Das Weib hätte bei einer Eheverbindung im Allgemeinen nicht mitzubringen. Man heirathete sich, ohne sich zu versprechen, ohne sich vor der Verlobung auch nur gesehen zu haben. Der Ehevertrag wurde von den Eltern aufgesetzt und durchberathen, und diese ließen sich in ihrer Wahl fast ausschließlich durch Gründe der Convenienz, des Vermögens und der gesellschaftlichen Verbindungen leiten. Auch war das Alter in welchem die jungen Mädchen heiratheten, den meisten Fällen ein so hohes, daß sie unmöglich schon selbst einen Mann hätte sein konnten. Gewöhnlich war dieses Alter auf zwölf Jahre fixirt, aber der Brauch schwankte, daß man bis zum vierzehnten warte; neunzehn Jahre galten als die äußerste Grenze, die sehr selten überdritten wurde. Die Männer verheiratheten sich in der Regel im dreißigsten Lebensjahre. Die Töchter erblickten also ihre Gatten aus der Hand ihrer Eltern und es ist kein einziges Beispiel von Widerstand gegen den elterlichen Willen bekannt und historisch beglaubigt. Wie heututage so hießle auch bei den Römern die Wittig eine große, und meist die erste Nothe. Die Männer waren praktische Leute, und die Wittig mußte ihnen oft Schönheit, Jugend und Klang, so zuweilen sogar die Ehre erlangen — was alles freilich auch heut zutage noch vorkommt. „Wenn man Wittig da ist, ist heut zutage noch vorkommt. Wenn man Wittig da ist, ist heut zutage noch vorkommt.“ War die Frage der Wittig zu heiderseitiger Freiheit erlobigt, so verlobte man die jungen Leute mit großem Pomp; aber das änderte nichts in den persönlichen Beziehungen der zukünftigen Gatten, insbesondere lernten sie sich darum nicht besser kennen. Auch das, was wir „den Hof machen“ nennen, war den Römern bis ins vierte Jahrhundert hinein völlig unbekannt. Nach der Verlobung beiständige man sich mit der Ausstattung; aber auch diese war Sache des Brautvaters, dem es sogar oblag, die Dienerschaft des neuen Ehepaars auszuwählen und zu engagiren. Ehescheidungen waren in Rom sehr häufig, namentlich unter dem Kaiserreich. Man fand sich zuweilen und trennte sich wieder mit der größten Leichtigkeit. „Einge Frauen“, sagt Seneca, „zählen die Jahre nicht nach Consulaten, sondern nach ihren Ehemännern, von denen sie einer auf ein Jahr trennen.“ Trotz dieser Leichtigkeit der Ehescheidung gehörte der Ehebruch nicht zu den Straftaten und nahm überhand, als hebräische und römische Sittenverbote mit einander zu weitern begannen. Die römischen Frauen lernten das Weibchen kennen, fanden Gelände an Liebes-Intelligenz und mißbrauchten ihre Freiheit. Die raffinierte und ängstliche Kolsterie kam in die Mode. Theater und Circus wurden die bevorzugten Schauplätze der Galanterie. „Die Frauen“, schreibt Belinon nach den Schilderungen Ovids, „kommen in ihrem schönsten Staat ins Theater, nicht bloß, um zu sehen, sondern noch mehr, um gesehen zu werden. Im Circus

sehen sie mit den Männern zusammen, und da kann das Spiel der Galanterie sich am bequemen entfalten. Die junge Frau nimmt Platz neben ihrem Mädel; steigt ein Ständchen auf die Stelle, so wagt er es sorgfältig weg; fällt ihr Mantel auf die Erde, so heilt er ihn auf und pußt ihn ab; er stellt den Esel bereit, auf dem sie Platz nimmt; er reicht ihr das Programm und applaudirt aus Leibeskräften, wenn sie das Felder dazu giebt. Fragt sie nach etwas, so muß er rathlos Auskunft geben, die Antwort mag richtig sein oder nicht. Für diesen Dienst wird der galante Herr zum Esel eingetauscht. Der Esel mag ein harter Kritiker, zum Esel eingetauscht; beim Essen und Trinken schläft er bald ein, und nummehr kann die Galanterie ohne Gefahr von kleineren zu größeren Möglichkeiten übergehen. . . . Wie wunderbar bemalichlich muß den französischen Damen die Sicherung angethan haben! — Wie sie sich nicht ganz, als wäre sie einem Roman-Kapitel Sol's oder Dandeb's entnommen?

„Kleine Blumen, kleine Wälder.“

Ich frage die einen über die andern, Da haben sie sich betraut und besagt; Und traug' ich die andern über die einen, So haben sie mir daselbe gesagt.

Rictor Blüthgen.

Ich klammere die Welle, ob culos sie schwante, Wie's kichend an ihr sich die Roje des See's; So blühe dir heiter ein Stimmungsgeban, Etz über den Wogen des irdischen Weib's.

Edmund Dorer.

Das fällt mit Jubel, fällt mit Klage Die Wälder der Geschichte Jahr um Jahr; Die Menschheit schreiet fort mit jedem Tage, Der Mensch bleibt ewig, der er war.

Emanuel Geibel.

Großmuthsüchtig sein, Macht das Herz dir leer — Woll' nur tüchtig sein!

Das ist mehr.

Ernst Ziel.

Wird du verstanden, o Herz, so kamst du Alles ertragen; Edo des innersten Tons tönet den Frieden ins Herz.

Die Boese in allen ihren Tugenden Ist dem Geheilten eine Sprache nur.

Friedrich Rückert.

Silbenaufgabe von Marie Strüßen. Aus nachstehenden Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren Ans-Endsilben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwörtchen ergeben:

- a an ba bab ben berg dan dar de de deek den du e eg en er e sa ge go hi h i i in la lan le len lo mel na nor o phel phra raz rei r en rube the lo train ve wald zig zin zo.
- 1. Stadt im Regierungs-Bezirk Breslau, 2. General im 30-jährigen Kriege, 3. Bischof von Namur, 4. Berg in Böhmen, 5. Adelsfamilie, 6. König in den Alpen, 7. Freiwirthschaft, 8. Planet, 9. Naturerscheinung, 10. Rathgeber David's, 11. Stadt in der Türkei, 12. Stadt in Ostpreußen, 13. Baum, 14. Bischof von Mainz, 15. Gebirge am Rhein, 16. Stadt in Italien, 17. berühmter Dichter, 18. Nebenfluß des Rheins, 19. Weib. Name, 20. Baum, 21. Königlich. Titel, 22. Stadt in Hannover.

Sonett von Berthold Arnau.

Was ihm Appetit erregt, Wascht auf Hüften und auf Armen, Wie er sich einberaumt, Ist oft drösig anzusehen. Sonderbar, er findet sich Selbst auf so manchen Wagen, Und doch muß er licherlich, Wenn es nötig, Lasten tragen. Seine Last wird unbedingt Schnell zernagt von schierem Zahne; Wie das Spiel es mit sich bringt, Macht man sich auf grünem Plane. Mädel, der nicht mit Bedacht Sing an's Weib und vor verdorren, Wird verpöthet und verlacht, Weil er ihn gar bald gekostet.

Charade von F. M.

Als pure Liebeswürde liebt, Müht man die ersten Weiden, Voll Anmuth, abgoh allm Streit, Als Trost zum im Leben. Und find sie io, wie eben hier In ihrem Tod wir finden, So werden die zwei Leben ioit. Mit ihnen traulich finden. Dann wird im zweiten Silbenpaar Das erste sorglich walten, So daß im besten Sinn fürwahr Wir dies für's Ganze halten. Auch können auf die ersten Juel, Die fest doch sind das Ganze, Aus ihrem letzten Juel herbei Zum Ganz in vollen Glanze.

Räthsel.

Ich werde nicht, schickst man mich oft auch todt, Auf meinem Pfad bin ich sehr leicht Pilot, Wie alt ich bin, wenn ich einst sterben werde, Kann keiner sagen auf der ganzen Erde.

Sie keine keinen Widerstand, kein Weiden Und wandle über Tausende von Weiden.

Sättungen aus Nr. 36.

- 1. Silbenaufgabe: Gato, Flus, Rofalie, Lebedur, Monax, Antun, Nidol, Zindaner, Kasse, Weid, Drefes, Naxac, Wismuth, Gna, Hojaine, Eremi, Raaga.
- (Carl Maria von Weber, Oberon, Freischütz.)
- 2. Charade: Schlangenfing.

Correspondenz zu Nr. 36.

Sam. Prützger, R. F., Gschwiler St. Wima R. alles richtig. F. Wöner, Wime G., Bernh. Gauer, Gna. Gna. Gna. in B. 1 richtig. Julius Richter in R. 2 richtig. G. Dreppant richtig.

Verantwortlich Julius Wandelt. — Bild'che Buchdruckerei (R. Rietschmann) in Halle.

